

Kerstin Hensel  
Lärchenau



Kerstin Hensel

# Lärchenau

Roman

Luchterhand



I. TEIL

# Bub und Spinne

*Bub und Spinne, Bub und Spinne  
gingen in den Wald,  
Da wurden dem Bub, da wurden dem Bub  
die Beine kalt.*

(Johannilied)



Erst wenn der Besucher Philadelphia hinter sich gelassen hat und von der Bundesstraße 246 nach wenigen Kilometern südlich abbiegt, das Urstromtal durchfährt, an Seen Brachwiesen Heideflächen vorbeigekommen ist, an Roggenfeldern mit blauäugigen Kornblumen, an aufgeschütteten Spargelzeilen, alten Gehöften, Richtung Groß Eichholz, dann linksweg durch sanft hügliges Sandgebiet, in dem Kiefern und Lärchen im Sommer harzige Wärme verströmen, wenn er noch ein Stück westwärts fährt, hat er Lärchenau erreicht.

Der Besucher wird sehen, daß dieser Ort wenig zu bieten hat: kein Schlachtendenkmal, keine alte Feldsteinkirche, kein berühmtes Restaurant, nicht einmal ein Storchennest. Dabei ist Lärchenau reizvoll eingebettet in gesunde Flora und Heimat für fast achthundert Menschen, die in soliden Häusern wohnen, jedes mit neu gedecktem Schindeldach. Der durstige Besucher kann Einkehr halten im Gartenlokal »Zum Ochsen«. »Timms Fleischerei«, die sich mit braunglasierten Außenwandkacheln vom Lichtocker der anderen Häuser abhebt, bietet an Wochentagen schmackhafte ländliche Kost. Verläßt man die Dorfstraße und schlägt sich linksrechts in Nebenwege, wird man vielleicht vor der zweistöckigen prächtigen Villa verweilen, die dem Arzt Professor Doktor Gunter Konarske gehört.

Aber nur wenn der Besucher den Weg über den Anger bis ans Dorfende geht, kann er das Schloß sehen. Jenen bescheidenen, altrosa verputzten Landsitz derer von Lärchenau. Der vierzig Jahre lang als Lagerhalle für Landmaschinen diente. Hinter dem sich jetzt ein kleiner barocker Park in den märkischen Wald hinein öffnet. Wer Lust verspürt, diesen Wald zu betreten, wird in angenehmer Ruhe seinen Alltag vergessen. Sommers kann man auf sonnenknisternden Lichtungen ein beispielloses Biotop erforschen. Hier, bei Lärchenau, findet der Pilzkenner neben goldgelb glänzenden Lärchenröhrlingen die köstlichsten Reizker-Arten: jene, deren orange- oder blutroter Saft milde unter den Lamellen hervortritt und deren edelste Exemplare in der Küche begehrt sind. Nur wenn in irgendeinem Winkel des Waldes der Hallimasch auftritt, ist Gefahr angesagt.

Wer durch die hierorts oft herrschende Trockenheit den Wald lieber meidet, kann Erholung am Mennichensee finden. Keine zehn Fahrradminuten von Lärchenau entfernt liegt er eingebettet in niedrighölzigem Nadelwald: ein Kleinod der Natur, mit Teichrosen und Schilf umgürtet. Bläßhühner und Haubentaucher sind zu beobachten, wie sie blitzschnell abtauchen und oft so lang unter Wasser bleiben, daß man glauben könnte, am Grunde des Sees befände sich etwas außerordentlich Interessantes. Mitunter erscheinen Kormorane, die sich auf den Uferpfählen niederlassen, um nach dem Fischen fächelnd ihre Flügel zu trocknen. Entdeckt der Jäger diese Vögel, schießt er sie ab.

In nur vierzig Autominuten erreicht man von Lärchenau aus die Oper. Überhaupt hört man durch das stille, stets nachwachsende Grün der Landschaft den Lärm der nahen Stadt.



Am 6. September 1944 wurde in Lärchenau, in der Wohnstube des Milchmannes Otto Konarske, dessen lediger Tochter Rosie ein Junge geboren. Unter Musik, die aus dem Volksempfänger klang. Die Hebamme hatte den Radioapparat vom Schrank genommen und ihn neben die Kreißende, die rücklings auf wachstuchgeschütztem Sessel lag, placiert.

»Die Kiste stinkt!« keuchte Rosie.

Sie wollte erklären, daß ihr der Geruch des Bakelits schon immer Übelkeit erzeugt hätte, aber das Geheimrezept der Hebamme lautete: Mit Musik geht alles besser. Auch Hühner, behauptete sie, legen bei Musik größere Eier, Kühe geben mehr Milch.

Der Großdeutsche Rundfunk gab Wagner. An jenem Nachmittag hörte die Gebärende, was ihr, vermischt mit dem Bakelitgeruch, wie ein Wurm in die Seele kroch – *Denn der Götter Ende / dämmert nun herauf*. Sie quälte sich in den Wehen, mochte den orgelnden Sopran nicht ertragen, denn diese Töne, erinnerte sie sich, hatte der Kindsvater Doktor Lingott verabscheut. Er, der Musikliebhaber, auch wenn er jetzt am Ort der ewigen Stille weilte und Engelskonzerten lauschte. Rosie zerschrie unter den Wehen die nicht endenwollende Arie *selig in Lust und Leid / läßt die Liebe nur sein*, und einen Moment lang glaubte sie an die große Lüge der Musik.

Siebzig Jahre alt war Rochus Lingott gewesen, als er seinen Sohn gezeugt hatte. Der Arzt, der auf so wundersame Weise die Lärchenauer über zwei Weltkriege hinweggetröstet, der für alles eine Medizin, eine Musik oder eine andere Lösung hatte. Der Doktor war ein Mann vornehmer Güte. Schlank, das Haar im Alter voll und weiß. Aufgrund seiner Größe lief

er nach vorn gebeugt, zog ein wenig die Schultern ein und sprach mit tiefer weicher Stimme, die aus einem unendlichen Resonanzraum seines Inneren zu kommen schien. Mit Vorliebe trug er helle Leinenhosen und weiße Hemden aus Baumwolle. Selbst auf Beerdigungen erschien er in birkenhafter Frische. Niemand nahm es ihm übel.

Doktor Lingott heilte vornehmlich mit dem, was die Natur bot. Nicht, daß er ein Verächter der Schulmedizin war, aber als Landarzt hatte er das Wissen und den Zugriff auf das, was ihm quasi vor Augen wuchs: heilkräftige Kräuter, Blüten und Beeren. Oftmals empfahl Doktor Lingott versehrten Patienten ein Bad im Mennichensee. Der See, behauptete er, verfüge über eine besondere Algenart, der man eine gesundende Wirkung nachsage. Tatsächlich erreichte der Arzt mit seiner Bademethode Erfolge. Vor allem Brandverletzte und Männer, die mit amputierten Gliedmaßen aus Verdun Warschau Stalingrad nach Lärchenau zurückkehrten, schickte er ins Wasser, wo sie unter Aufsicht einer Krankenschwester ihre verschmolzenen Häute und Stümpfe badeten und danach merklich an Lebensmut gewannen.

Bei weiblichen Patienten bevorzugte der Doktor subtilere Heilmethoden. Wie auf dem Land üblich, besuchte er die Kranken oft zu Hause. Er schwang sich aufs Fahrrad (in späteren Jahren fuhr er einen kleinen Ford), machte sich auf den Weg durch Lärchenau und in die Nachbardörfer. Bei sich trug er eine Ledertasche, die neben medizinischen Untersuchungsgeräten allerhand Beruhigungs- und Belebungsstropfen barg. Je nach dem, was die Landfrauen an Beschwerden vorzubringen hatten, flößte ihnen Doktor Lingott pflanzliche Balsame ein. Nachdem sie Wirkung gezeigt hatten, fanden sich die Patientinnen in erlöstem Zustand.

Vor allem den Witwen der Gegend tat der Doktor wohl. Er

sprach mit ihnen im tiefen eindringlichen Largo des Wissen- den. Er trieb ihnen die Trauer aus, indem er spezielle abend- liche Spaziergänge verordnete. So taten es die Witwen: Abends liefen sie in Grüppchen durch Lärchenau, flüsterten, kicher- ten, hakten sich backfischhaft unter. Wie vorgeschrieben, machten sie vor dem Haus des Doktors halt. Dort begann die Therapie. Aus dem geöffneten Fenster über den Praxisräu- men tönte Musik. Doktor Lingott spielte. Auf einem Flügel. Nicht meisterhaft, aber hinreißend. Bach Mozart Beethoven. Manchmal, wenn er glaubte, eine Frau auf der Straße weinen zu hören, wechselte er den klassischen Stil zu springendem reißenden Rag oder Swing, immer wieder wiegenden tröstenden Swing, den er auf die Witwen ansetzte, eine verbotene durchschlagende Medizin, und sie standen unterm Fenster, fingen zu tanzen an, leise, wie von süßer Macht getrieben, und tanzten und swingten bis nach Mitternacht. Dann schloß der Doktor das Fenster, legte sich schlafen. Ach, seufzten die Frauen. Manch eine überlegte, ob sie den Doktor nicht noch auf einen nächtlichen Hausbesuch herausklingeln sollte. Aber die Frauen bewachten einander.

Rochus Lingott besaß seit dem Jahr 1900 eine kleine Praxis, die unter den Räumen seiner Privatwohnung eingerichtet war. Von der aus man einen schönen Blick auf Kirche und Friedhof hatte. Kaum ein Lärchenauer, der nicht wenigstens einmal halb- jährlich dem Arzt einen Besuch abstattete. Jedes Bagatelleiden war Anlaß für die Dorfbewohner, bei ihm vorzusprechen. Die Wände der Praxis hatte Doktor Lingott in sanftem Ocker ge- halten. Das Wartezimmer schmückten gerahmte Farbblitogra- phien aus Köhler's Medicinal-Pflanzen-Sammlung von 1887, wo in zierlicher Art Schlafmohn und Fingerhut, Goldregen und Stechpalme den Betrachter ins wundersame Reich der Medizin führten.

Über dem Schreibtisch des Untersuchungszimmers hing eine bildnerische Rarität: eine Karte mit dem Abbild des Wasserschierlings, in allen Einzelheiten, vom gekammerten Stengel über die blühende Dolde bis zur aufgeschnittenen eiförmigen Frucht. Jeder, der die Praxis besuchte, blickte auf diese Pflanze. Auf nichts sonst. Erst als Lingott 1937 vom Reichsgesundheitsamt die Auflage erhielt, ein Führerbild über den Schreibtisch zu hängen, geriet die Existenz des Schierlings in Gefahr. Unter Aufsicht eines Amtmannes mußte der Doktor das Pflanzenbild von der Wand nehmen und das des Führers anbringen. Sobald der Amtmann die Praxis verlassen hatte, heftete Lingott den Schierling über das Bild des Führers. Kündigte jemand Hohes seinen Besuch an, verstaute der Doktor den Schierling für kurze Zeit hinter dem Schrank.

Doktor Lingott behandelte alle gleich: den Landarbeiter wie den Gutsbesitzer, den Greis wie den Dreikäsehoch, den fahrtenmessertragenden Bengel wie das zopfnestgeschmückte Mädels, den Turnlehrer wie den Krüppel, den Nationalsozialisten wie den Kommunisten. Er gehörte keiner Kirche und keiner Partei an. Ein Radio besaß er nicht. Die Zeitung, die er täglich zugestellt bekam, verwendete er zum Ausstopfen nasser Schuhe und zum Anfeuern. Rochus Lingott liebte seinen Beruf. Mehr noch liebte er die Musik.

Im Mai 1940 stellte er Milchmanns Tochter, die neunzehnjährige Krankenschwester Rosie Konarske, in seiner Praxis an. Die bisherige Arzthelferin war zum Reichsarbeitsdienst verpflichtet worden. Rosies Bewerbung kam gerade recht: so aufreizend hübsch und kräftig war die junge Schwester, daß der Doktor Gefallen an ihr fand. Von Wuchs war Rosie eher klein. Das holunderschwarze Haar trug sie zum Nest aufgesteckt. An manchen Tagen ließ sie das Haar über die Schultern fallen. Es verdeckte dann ihre glühenden Ohren. Maikäferbraun

leuchteten Rosies Augen. Lachte sie, entblößte sie eine Reihe großer Zähne. Mitunter vergaß sie den Mund zu schließen. Es kam auch vor, daß sie gegen Bäume und Haustüren lief. Mancher im Dorf munkelte: Die hamse mitte Muffe jebufft. Doch in Rosie vereinte sich, was für den Beruf der Krankenschwester wichtig war: Sanftmut und Strenge, Gehorsam und Eigenständigkeit.

Es dauerte nicht lange, da hatte Doktor Lingott sie eines Abends zu sich nach Hause gebeten. Er wolle, erklärte er die Einladung, mit Rosie zusammen ein neues Behandlungssystem erarbeiten sowie etwas mehr über sie und sich erfahren. Rosie zögerte nicht, die Einladung anzunehmen. Der Ruf des Arztes war tadellos, und solch eine Offerte, das wußte die junge Frau, war der Traum manchen Dorfweibes. Da Rosie keiner Heilung bedurfte, war sie sich sicher, als Krankenschwester und nur als solche bei Doktor Lingott geladen zu sein. Einzig Otto und Emma Konarske, die den Milch- und Grünzeugladen im Dorf betrieben, waren argwöhnisch. Der Doktor soll, behauptete Mutter, einen Schrank voller gebrauchter Brautkleider besitzen. Vater wußte, daß der Doktor jedem, der vor seinen Augen den Deutschen Gruß machte, eine Tasse Rizinusöl verabreichte.

»Alles Märchen«, sagte Rosie, holte eine frisch gestärkte Schwestertracht aus dem Schrank, steckte das Häubchen mit Haarnadeln fest, zog eine Strickjacke über und versprach, spätestens zehn Uhr wieder zu Hause zu sein.

Rosie stand in der Diele, als hätte sie nichts als ihre Schönheit zu bestellen. Rochus Lingott saß am Flügel. In hellem Anzug und Seidenschal. Er spielte, ohne aufzusehen. Eine Sonate von Bach spielte er, und Rosie befand sich sogleich in einer Folge wunderbarer Töne, die den Fingern des Spielenden oder dem Instrument entsprangen, tanzten, sich in Bücherregalen, der

Deckenleuchte verfangen, wirbelndes fugales Auf und Ab, bis die Töne umschlugen, härter, frecher wurden, gleichsam den Gast aufforderten, das steife Schwesternhäubchen abzulegen.

»Mozart!« rief der Doktor.

Gewohnheitsmäßig wollte Rosie die rechte Hand zum Gruß heben, dachte aber noch rechtzeitig an Vaters Warnung und machte einen Knicks. Einen Moment lang schien Rochus Lingott irritiert, dann lachte er kurz auf, spielte das Instrument mit wirbelnden Fingern, deren Lauf über die Tasten Rosie gebannt verfolgte, als besäße der Doktor mehr Fingergelenke als ein normaler Mensch, wie eine Spinne, die klangvolle Fäden zu Rosie knüpfte und sie in irre Gedanken fallen ließ, denn jetzt sah sie die Finger als Skalpell und Spekulum, Klemme und Katheder, und dennoch spielten sie weiter jene Musik.

»Kommen Sie ruhig näher«, sagte Lingott in die Pause hinein, in der er vom Adagio zum Presto wechselte, »spielen Sie mit mir.«

»Aber das kann ich doch gar nicht.«

Rosie mußte die Strickjacke ablegen. Abermals Mozart, sanft, hart, hoch aufspringende Töne von ungewohnter Gewalt, dann ein Gewitter unterschiedlichster Nuancen, kaum zu fassen, keiner Harmonie folgend, eine chaotische gleichsam kosmisch geordnete Unordnung. So hörte es Rosie. Und es flimmerte ihr vor Augen.

»Das ist Schönberg.«

Der Doktor ließ seine Finger hüpfen. Die junge Krankenschwester stellte sich nun vor, jede Fingerkuppe steche in geschwüriges Fleisch, so daß mit jedem Ton der Eiter spritze. Sie versuchte ihre Ohren mit den Fingern zuzuhalten, denn diese Musik schien nicht von dieser Welt, und vielleicht, dachte Rosie plötzlich, ist es das, was Vater und Mutter meinten, als sie vor dem Doktor warnten.

»Keine Angst!« rief Lingott, schob den Klavierschemel nach hinten, raffte die Jackenärmel und spielte nun Swing. *Goody Goody!* sang er, streichelte die Tasten und eröffnete den letzten Teil seines Zaubers. Da vergaß Rosie, was die Eltern gegewöhnt hatten. Die Zärtlichkeit der Musik riß sie hin, ging in Arme, Beine, Füße. Rosie begann mitzuswingen in ihrer Tracht, deren Schürze sie sich jetzt entledigte. Dem flotten *Goody* folgte der *Tiger Rag*, und Lingott ließ in der Diele den Tiger los. Der brachte Rosie dazu, sich auf dem Parkett zu drehen, klatschend zur Musik, die sich im nächsten Moment wieder änderte und *So tired* sanft unter Doktors Händen die Krankenschwester aufforderte zu vergessen, woran sie glaubte – an das neue Behandlungssystem, die Brautkleider, das Rizinusöl ...

»Jetzt sind Sie aber dran.«

Doktor Lingott klappte den Flügeldeckel zu.

»Verzeihen Sie«, hauchte Schwester Rosie, vollbrachte noch eine Drehung und sank zu Boden. Erschöpft. Erleichtert.

In diesem Moment beschloß Doktor Lingott, sein Spiel nur noch bei geschlossenem Fenster und allein für seine neue Krankenschwester zu veranstalten. Er hob Rosie vom Boden auf, legte sie im Wohnzimmer auf die Couch und belebte sie wieder mit einem Kuß auf die Stirn. Jetzt will er mir ein Brautkleid schenken, dachte Rosie. Aber Lingott sagte nur, daß er sie nicht überfordern wolle und man das Gespräch auf einen anderen Tag verschieben müsse. Pünktlich um zehn Uhr begleitete Rochus Lingott die Krankenschwester nach Hause.

Nichts sei passiert, äußerte sich Rosie den Eltern gegenüber, und doch, fügte sie hinzu, sei ein Wunder geschehen.

»Ja«, blaffte Milchmann Konarske, »'n Wunder is', dat ick dem alten Jrützkopp nich'n Brejen einschlach!«

»Er hat mir nichts getan.«

Rosie flehte Vater an, nichts gegen den Doktor zu unterneh-

men. Da sah sie schon Vaters Blick, der ihr so bekannt war, daß sie ihn fürchtete wie einen Schwarm Hornissen.

»Jut«, sagte Otto Konarkse zu seiner Tochter, »weeßt ja, watte für meene Jesundheit zu tun hast.«

Das wußte Rosie. Sie wartete auf die Stunde, bis Vater sie zu sich rief.

Tags arbeiteten der Arzt und die neue Schwester gemeinsam in der Praxis. Rosie besaß ein gutes Lehrzeugnis, verstand sich in Lingotts Heilmethoden, war bald ganz der neuen Verantwortung hingegeben. Abends, wenn Rosie der elterlichen Aufsicht entkam, spielte Lingott für sie am Flügel. Da saß sie neben ihm auf einem Stuhl und lauschte. Manchmal konnten sie während des Spiels unter dem Fenster klagendes Keckern vernehmen. Dann zog der Doktor die Vorhänge dichter zu und flüsterte: »Witwenweh, vergeh, vergeh!«

Einmal mußte Rosie am Flügel Platz nehmen. Lingott beugte sich von hinten über sie, führte ihre Finger über die Tasten. *Eins-zwei-drei-vier, Bub-und-Spin-ne, Bub-und-Spin-ne, ging-en-in-den-Wald.* Rosie spürte, wie ihre Finger dem Instrument Töne entlockte, wenn auch geführt und simpelster Natur, da-*wurden-dem-Bub*, da *wurden-dem-Bub*, die-*Bei-ne-kalt*, und doch gehörten die Töne ihr und Lingott als Gemeinschaftswerk. Sie sang das Lied oft. Sie durfte den Doktor Rochus nennen. Er sagte zu ihr *meine Rose*.

Und Otto Konarske: »Der könnte ihr Großvater sein!«

Zum 69. Geburtstag schenkten Lärchenaus Frauen ihrem Doktor einen Volksempfänger aus schwarzem Bakelit. Damit er endlich einmal richtig Musik hören könne, damit er vielleicht wieder für die armen Witwen spiele. Und auch sonst mehr von der Welt mitbekäme.

»Die Kiste stinkt«, maulte Rosie, als Lingott das Radio auf den Schreibtisch der Praxis gestellt hatte.



»Dann wirf sie weg.«

Rosie hatte eine bessere Idee. Sie überreichte das Radio zu Weihnachten ihren Eltern.

»Damit ihr endlich einmal richtig Musik hören könnt.«

In die Stille der feiertäglichen Stube hinein gestand sie, in Rochus Lingott verliebt zu sein. Nur das Brutzeln und Zischen der Bratäpfel, die in der Ofenröhre lagen, war zu hören. Rosie wiederholte, was sie gesagt hatte, da brach es aus Mutter heraus: daß sie es immer schon gehaut hätte, dieser alte Bock, dieser Scharlatan, Musikkasper und Weiberverdreher, vielleicht sogar Zigeuner, so wie der sich aufführt, und daß er nie wieder um Milch in ihren Laden zu kommen braucht.

»Ick hab och schon mal mehr jelacht«, sagte Otto Konarske und schloß, bevor er wütend ins Schlafzimmer verschwand, den Befehl an: »In drei Minuten biste of meiner Station.«

Drei Minuten lang wartete Rosie gehorsam, bis sie eintrat. Mutter hatte sich, wie stets in solchen Momenten, in die Küche verzogen, wo sie unablässig Geschirr hin- und herräumte, klirrte, klapperte, das Herdfeuer schürte und nichts hören wollte. Rosie stand vor dem Ehebett, in dessen rechter Hälfte Vater lag. Wie immer. Die Jacke hatte er ausgezogen, das Hemd war geöffnet und Rosie sah, was sie immer sah: die Silberdrahtlocken auf Vaters Brust, die das Mädchen herabzogen, vor dem Bett niederknien, den Kopf senken ließen, bis Rosies Gesicht die Locken erreichten, bis es sich darauf legte mit sanftem Reiben der Wange. Rosie roch Vaters Gewöll, die Haut, und jetzt hörte sie, wie Vaters Herz bocksprang, und er flüsterte: »Mach wieder jut, watte versaut hast.«

Rosie wünschte, das Drahthaar möge tausend Volt Strom enthalten und sie durch- und durchschneiden. Jetzt packte er sie an den Ohren, drehte und zwirbelte sie. Rosie wimmerte pflichtgemäß, bis Otto Konarske aufstöhnte und die Ohren

seiner Tochter losließ. Dann war es vorbei. Vater stand vom Bett auf, knöpfte das Hemd wieder zu, schickte Rosie in die Stube, um gleich darauf selbst dort zu erscheinen und fröhlich zu rufen: »Bratäpfelzeit!«

Als beim Kerzenschein des Tannenbaumes Otto den Radioapparat einschaltete, als weihnachtlicher Jubel, durchmischt mit Siegesmeldungen der Wehrmacht, wie Engelsmusik erklang, nahm Emmi Konarske ihre Tochter in den Arm und wünschte, der Doktor möge ihr Glück sein.

»Er muß wenigstens nich zu die Bolschewisten an' Arsch der Welt«, tröstete sie sich.

Drei Äpfel aß Vater Konarske, ohne noch ein Wort über die Liebe seiner Tochter zu verlieren. Tage später, Schwester Rosie befand sich gerade allein in der Praxis und drehte Tupfer, betrat ein Herr des Reichsgesundheitsamtes den Untersuchungsraum.

»Heil Hitler!«

Überm Schreibtisch hing der Schierling.

»Wo ist der Führer?«

»Hausbesuche machen«, antwortete Schwester Rosie.

Sie sah noch, wie der Herr blaß wurde, auf sie zutrat, sie roch das Fett der gewichsten Stiefel, dann riß er ihr die Tupfertrommel aus der Hand und warf sie durch das Fenster auf die Straße. Die Scheibe klirrte. Dann war es still.

Das erste Mal erbrach sich Schwester Rosie, als im Februar ein Transport Schwerverwundeter aus der Ukraine nach Lärchenau kam. Sie nahm, wie sie es gelernt hatte, Schienen von gebrochenen Armen und Beinen, entfernte verkrustete Binden von Schädeln und Stümpfen, träufelte Mohnsaft in Mündler – alles, wie sie es kannte, ertrug, und doch, diesmal würgte es sie. Ein junger Mann wurde auf einer Trage in den Verbandsraum gebracht. Unter der Mullverpackung erkannte

Rosie hohen Besuch: Admiral Graf Julius. Der jüngste derer von Lärchenau. Der Arm des Grafen war vom Gasbrand gezeichnet: blauschwarzes eiterndes Gewebe, das, strich Rosie darüber, knisterte, und als sie Doktor Lingott zu sich rief, dieser sofort mit dem Skalpell das Gewebe öffnete. Der Graf wieherte vor Schmerz, da spuckte die Schwester, was sie am Morgen gegessen hatte, heraus. So ging es von nun an täglich. Diese Übelkeit, das Würgen, obwohl ihr alles bekannt war und abends der Doktor am Flügel spielte: Bach Mozart Beethoven Schönberg und Swing, auch wenn die Arbeit an seinen Kräften zehrte und er ganz grau im Gesicht war.

Rochus erkannte den Zustand seiner Rose, als er ihr am Ufer des Mennichensees, in den er Patienten am ersten warmen Frühlingstag samt Stock und Stumpf zum Baden schickte, um den Leib faßte.

»Du bist nicht krank«, sagte er und küßte sie.

Am 19. August 1944 holte man Doktor Rochus Lingott ab. Drei Männer in Uniform betraten ohne Aufforderung die Praxis und machten den Gruß. Einer riß den Schierling von der Wand. Ein anderer stieß die Tür zum Operationszimmer auf, wo der Arzt gerade eine Fraktur richtete.

»Mitkommen!« befahl der dritte.

Der erste sagte zu Schwester Rosie, die mit dickem Bauch dem Doktor assistierte: »Sie halten die Stellung!«

Nachdem Rosie Konarske ihren Sohn im elterlichen Wohnzimmer zur Welt gebracht, ihm den Namen Gunter Rochus Konarske gegeben hatte, brach sie in Tränen aus. War nicht zu beruhigen, obwohl der Radiowalküre plötzlich die Stimme abgedreht wurde. Doch statt der erlösenden Ruhe folgte die Stimme des Führers. Die Hebamme schwor, jene Stimme brächte sogar Gefallene wieder auf die Beine, und stellte den

Apparat lauter. Im Dämmer Schmerz der ausgestandenen Entbindung vernahm Rosie, wie der Führer vom Volkssturm, der nun organisiert werde, sprach. Als die Hebamme der jungen Mutter im Steckkissen den Säugling entgegenhielt und sagte: »Sie haben dem Führer ein schönes Kind geschenkt«, hatte derselbe seine Rede beendet. Die Götterdämmerung wurde wieder zugeschaltet, das Finale, bei dem die Wöchnerin endlich ruhig wurde. Schmerzfrei. Fühllos. Nachdem die Hebamme ihre Tasche gepackt und sich mit der Anweisung, Rosie möge noch mindestens zwei Stunden im Liegen ruhen, verabschiedet hatte, schob Rosie die Decke, unter der sie lag, von sich. Ihre rechte Hand hob sich, schwerelos, als gehörte sie einem fremden Wesen. Rosie griff unter die Fliestücher, die zwischen ihren Beinen klemmten. Tief faßte sie in Wärme und Nässe, bis sie die Wunde des Dammrisses spürte, als fransiges Gewebe nur, völlig schmerzlos, und sie bohrte mit den Fingern nach, bis sie den Schmerz endlich spürte.

## 2

Am selben Tag, da Gunter Konarske im märkischen Lärchenau das Licht der Welt erblickte, wurde mehrere hundert Kilometer entfernt, im vogtländischen Dorf Katzgrün, der ebenfalls ledigen Liese Möbius im Stall ihres Hofes ein Mädchen geboren. Unter dem zarten Meckern zweier Ziegen. Liese, die wie ihre Zwillingsschwester Lotte ordentlich Pfunde auf den Rippen trug, legte Messer und Handtuch auf dem Melkschemel ab, stellte sich auf ein Fuder frisches Heu vor das Stallgitter, stützte ihre Arme darauf, raffte Rock und Schürze, knotete sie mit einem Strick über dem Bauch fest, stellte die Beine auseinander und ging in die Hocke. Neugierig kamen die Ziegen näher und

sahen die Augen der Herrin glänzen, den dicken Leib pulsieren und ihr sonst so muffiges Wesen erstrahlen. Als die Wehen einsetzten, nahm Liese die Schmerzen wahr als angenehmes Ziehen, das die Glieder vom Becken her ergriff. Ein Jucken, das, sich in Wellen ausbreitend, den ganzen Leib erfaßte, stieß, drängelte, und Liese hoffte, daß es niemals zu Ende gehen möge. Nun hechelte die Gebärende, was die Geißen veranlaßte, sie mit Meckern zu unterstützen und die Glöckchen am Hals bimmeln zu lassen. Als das Köpfchen des Kindes aus Lieses Schoß heraustrat, seufzte Liese. Es war das wonnigste Gefühl, das sie je im Leben empfunden hatte, und einen Moment lang glaubte sie an die große Lüge ihrer Empfängnis.

Das waren Liese und Lotte Möbius: vom ersten Tag an unzertrennlich. Sie trugen gleiche Kleider, gleiche Haarfarbe, den gleichen abwehrenden Blick. Man nannte sie Nilpferdhexen, weil sie mächtig aufblühten und schon mit elf Jahren Brüste besaßen, die kein Kerl mit seinen Armen zu umspannen vermochte.

In der Schule, die sich im Nachbarort Hundsgrün befand, saßen die Zwillinge auf der letzten Bank. Mit ihren Augen, die fast hinter den Lidern verschwanden, guckten sie die meiste Zeit in die Luft oder zum Fenster hinaus. Sie liebten es, die mit eingekratzten Inschriften versehene Bank um eigene Zeichen zu ergänzen. Mit Fingernägeln und Federkiel gruben sie Kreuze Herzen Blitze ins Holz, stießen sich verschlagenen Blicks an, waren sich einig, daß keine Kraft der Welt sie von ihrem gemeinsamen Weg abbringen könnte. Bald frönten sie der Leidenschaft, Kreidestücke ins Tintenfaß zu tunken, bis sie sich vollgesogen hatten. Ihre weißen Schürzen zierten aufgedruckte blaue Muster und ihre Wangen rote Backpfeifenstriemen. Vom Lernstoff verstanden die Mädchen wenig,

so daß nach drei Jahren Dorfschulbesuch den Möbius-Bauern angeraten wurde, die Töchter besser einer praktischeren Lebensbestimmung als weiter der Schule zuzuführen.

*Bei denen liegt's in der Familie*, hieß es. Dennoch vermochten die Zwillinge etwas zu leisten, was sie berechtigte, nicht zum totalen Gespött der Gegend zu werden. Beide schafften es, mit jeder Hand zwei volle Milchkübel zu tragen, dazu auf dem Rücken eine kienspangefüllte Kiepe. Haushalt und Stall, Küche und Feld erledigten sie zur Zufriedenheit. Nachts schliefen sie fest und traumlos. Nichts und niemand fehlte ihnen.

Im Winter 1915 hatte Mutter Möbius ihren Töchtern eröffnet, daß Vater bald eine lange Reise antreten würde. Die Mädchen fragten, warum und wohin. Noch nie war von den Möbiusschen jemand an irgendeinen Ort verreist. Von gelegentlichen Einkäufen in der Stadt mal abgesehen. Die Bäuerin wußte nichts auf die Frage zu antworten, warum und wohin Vater Möbius auf Reisen geschickt werden sollte.

»Iech denk, der Ort haast Hindenburch«, sagte sie.

Da lachte der Bauer und rief: »Ludendorff! Ludendorff, du domms Deng!«

Vier Wochen später erreichte den Möbiusschen Hof die Nachricht, daß der Soldat Benno Möbius fern in der Walachei für Volk und Vaterland sein Leben verloren hatte. Mutter Möbius, die mit zwei ungeheuren Appetit an den Tag legenden Mädchen allein war, die neben dem Hof mit Kühen, Schweinen, Hühnern und Deutschen Edelziegen noch das Feld beackerte und von morgens bis spätabends schuftete, fand nachts im Bett keine Ruhe mehr.

»Warum hodd'r sei Leb'm net widderfondn?« weinte sie und sah im Traum ihren Mann, den guten Bauern Benno, auf fremdem Feld herumkriechen und etwas suchen, das sein Leben war.

Eines Tages wollte Mutter Möbius ebenfalls verreisen. Für immer.

»Su bleed, wie alle denkn, bie iech net«, sagte sie.

Auf einer Brachwiese, nahe der Zwickauer Mulde, fand sie, was sie suchte. Jene Pflanze mit rundem, gerilltem Stengel und kräftiggrün gefiederten Blättern überragte die Bäuerin um zwei Kopfeslängen.

»Schieh biss d', mei Libbsdor biss du«, flüsterte Mutter Möbius, bevor sie die Früchte pflückte, jene wohlbekannten Kapseln, die, aufgebrochen, nach Mäusepisse stanken. Mit zugehaltener Nase aß die Unglückliche eine Frucht nach der anderen, auch wenn der Mund vom Verzehr brannte, Schweiß ausbrach, auch wenn Wald Wiesen Himmel vor Augen verschwammen, ihr übel wurde, die Knie zitterten und schließlich die Lunge wie ein Stein in ihr erstarre. Am nächsten Morgen wurde sie vom Förster gefunden und nach Hause getragen.

»Itze müssen *mir* die Stellung halten«, sagte Liese.

»Itze müssen *mir* die Stellung halten«, sagte Lotte.

Auf das Grab der Mutter pflanzten sie Efeu. Die Möbius-Zwillinge, die Jahr um Jahr üppiger durchs Dorf schlurften, mit aufgestockten Zopffrisuren, und an nichts denken mochten als an sich, die alle Tiere verkauften bis auf zwei Ziegen, liefen die Straße zur Milchrampe hinunter. Zwei Kübel an Lieses Linker, zwei an Lottes Rechter – wankend nahmen sie ihren täglichen Weg durchs Dorf. Nur manchmal verspürte die eine wie die andere sonderbare Trockenheit in sich, als müßte endlich ein Guß Glück auf sie niederkommen. Aber Träume dieser Art schlugen nicht aus in Liese und Lotte Möbius. Sie blieben allein. Aßen miteinander. Schrubbten sich im Freitagbad den Rücken. Steckten sich gegenseitig das Haar zum Knoten. Schiefen in einem Bett.

Jedes Weihnachten stopften LieseLotte Möbius gemeinsam

## UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Kerstin Hensel

**Lärchenau**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-630-87275-9

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: April 2008

Ein märkischer Arzt will Nobelpreisträger werden – eine Provinzgroteske als Brennspiegel deutscher Geschichte

Günter Rochus Konarske ist ein angesehener und vollkommen skrupelloser Arzt. Er führt an Menschen Experimente durch, strebt allen Ernstes den Nobelpreis an, und seine Ehefrau kann neben diesem aufgeblähten männlichen Ego nur noch in der Welt der Oper Zuflucht nehmen. Zwei Lebensläufe, in denen der Aberwitz der letzten 60 Jahre deutscher Geschichte in einer Direktheit auflebt, als würde man diese Zeit noch einmal durchleben können.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wird in dem märkischen Dorf Lärchenau Günter Rochus Konarske geboren. Der Junge entwickelt sich prächtig, hat allerdings bizarre Vorlieben. Gläserne Spritzenkörper und Ampullen haben es ihm angetan, später ist er fasziniert von blitzenden Messern. Er studiert Medizin, macht als Arzt glänzende Karriere, erst in der DDR und dann auch in der Zeit nach deren Zusammenbruch. Von seinem Vater hat er dabei nicht viel übernommen. Dieser Mann, ebenfalls Arzt, hat sich rührend um seine Patienten gekümmert. Nach den Sprechstunden setzte er sich mit wehendem Schal ans Klavier und spielte Bach und Mozart, bis ihn die Nazis abtransportierten. Diese Sensibilität und dieser musische Sinn sind Günter fremd, für ihn zählt nur sein Ehrgeiz und eine diabolische Passion: Er erfindet Medikamente und probiert sie großzügig an Patienten aus, denn sein Ziel ist, eines Tages den Nobelpreis zu gewinnen. Selbst vor seiner eigenen Ehefrau Adele macht er dabei nicht halt, und diese, statt sich zu wehren, hat längst schon vor ihm kapituliert: Lieber sucht sie Zuflucht in schönen Träumen, wie sie die Oper „Der Rosenkavalier“ in ihr anstößt, als von ihrem Mann wissen zu wollen, welche Injektionen sie täglich verabreicht bekommt ...

Kerstin Hensel hat einen ins Groteske umgeschlagenen Arztroman geschrieben. Ihre Figuren streben möglichst nach immerwährendem Glück, nach Liebe und Erfolg. Sie verfangen sich dabei aber immer weiter in ihren entgleisenden Lebensentwürfen. Über mehrere Generationen verfolgt Kerstin Hensel diese Traumtänzereien in der Familie Konarske. Wie in einem Brennspiegel gebündelt, lebt dabei auch die deutsche Geschichte der letzten sechzig Jahre wieder auf.



UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

 [Der Titel im Katalog](#)